9 — **Illustrirtes Sonntagsblatt** — 1896

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet.

(Fortsetzung.)

Paul Mangens warf einen scharfen Blick um sich, ohne dabei den Kopf zu bewegen, dann sagte er: „Neulich öffnete ich die Thür des Sprechzimmers, da ich in wichtiger Angelegenheit mit meinem Brotherrn zu thun hatte, da vernahm ich die Worte: „Wird erst im nächsten Jahre eröffnet.“ Perdriel war es gewesen, welcher gesprochen hatte; der Notar aber schien über meinen Eintritt ärgerlich, doch nicht umsonst war ich fünfzehn Jahre lang Notariats-Concipient, ich habe gelernt, stets die gleiche ausdrucksvolle Miene anzunehmen. Was ich meinem Chef mitzuteilen hatte, ließ ihn seinen momentanen Verdruß vergessen. Perdriel blieb noch ein paar Augenblicke mit dem Notar in seinem Heiligtum eingesperrt, dann wurde ich gerufen, um den Brief zu schreiben, in welchem Ihnen für Ihr Hab und Gut achtzehntausend Francs geboten werden; ich mußte Ihnen sagen, daß die Fabrik wegen der Lage von St. Lucas zur Unmöglichkeit geworden; aber in einem Hause, das zu beispiellos niedrigem Preise gekauft wird, dessen Werkstätten sich jedoch noch immer in ziemlich gutem Zustande befinden, ließe sich, wenn die schon lange in Aussicht stehende Eisenbahn endlich doch gebaut wird, sehr viel zu stande bringen.“

„Die Phrase Perdriels: „wird erst im nächsten Jahre eröffnet“, wäre hiedurch erklärt,“ meinte sodann Paul Mangens. „Man spricht noch nichts davon, er aber muß wissen, daß die Sache beschlossen ist; um einen seit Jahren gehegten Ehrgeiz zu nähren und zu befriedigen, würde er keinen Anstand nehmen, die Tochter seines Wohlthäters zu bestehlen, denn es handelt sich hier allerdings um einen ganz gewöhnlichen Diebstahl. Ich habe eingehend nachgedacht, bevor ich Sie von der Sache in Kenntnis setzte; wenn es bekannt würde, wenn man ahnte, daß ich Ihnen rate, lächerliche Bedingungen nicht anzunehmen, würde ich meine Anstellung sofort verlieren. Sie sind gewarnt, nun urteilen Sie selbst, was Sie zu thun haben.“

Luise streckte tief bewegt ihre Hand Paul Mangens entgegen. Dieser warf einen flüchtigen Blick um sich, erwiderte den Druck der kleinen Hand und machte sich dann hastig los.

„Ich danke Ihnen, mein Freund, denn mein Freund sind Sie ja doch; aber seien Sie ruhig, man soll keinen Verdacht gegen Sie hegen, auch werde ich den Antrag der achtzehntausend Francs annehmen, ich kann nicht anders!“



Prinzessin Henriette von Belgien und ihr Bräutigam Prinz Emanuel von Orleans. (Mit Text.)

„Und weshalb?“

„Ganz einfach, weil ich leben muß, weil ich nichts mehr habe, wovon ich mir mein tägliches Brot verschaffen könnte, weil ich mit dieser Summe, welche Camillo mir ganz überläßt, wenigstens eine kleine Rente erhalte, die mich hindern wird, Hungers zu sterben!“

Paul sah ihr jetzt unverwandt in die Augen. „Und dieser Bruder, dem Sie alles geopfert haben, der jahrelang nur durch Sie lebte, er kann nun nicht seinerseits Ihnen zu Hilfe kommen, wenigstens bis zu dem Tage, an dem man für Sie und für ihn das alte Haus vorteilhaft verkaufen kann, welches Ihnen heute kaum ein paar spärliche Bissen Brot einträgt; er kann Sie nicht zu sich nehmen? Man erzählt sich ja doch, daß er Erfolg habe, daß er Geld verdiene, dieser Camillo von den schönen Worten!“

„Hören Sie mich an, und beurteilen Sie ihn nicht streng. Er heiratet ein schönes, wie er sagt, anbetenswertes junges Mädchen, in welches er wahnsinnig verliebt ist; es ist für ihn ein unerhörtes und unerhofftes Glück, aber der Vater der jungen Dame ist ein Geldmensch, er verlangt, daß sein Schwiegersohn nicht den Ruhm allein mit in die Ehe bringe; wenn Camillo Geldverpflichtungen eingestehen müßte, wenn ich in diesem Augenblicke seine Börse erleichtern wollte, die durch Brautgeschenke ohnehin stark in Anspruch genommen ist, so könnte dies ein sehr ungünstiges Resultat erzielen, vielleicht sogar die ideale Liebesheirat hintertreiben. Camillo hat inmitten seiner Liebesbegeisterung mir das zu verstehen gegeben; aber er that es in sehr zarter Weise. Er schrieb mir, daß er seiner Braut gesagt habe: „Ich habe eine Schwester, die sich mir geopfert, ich überlasse ihr meinen Teil des Hab und Gutes, welches uns noch übrig bleibt, und beschwöre sie, das Geld auf eine Lebensrente anzulegen!“ Wissen Sie, was das liebenswürdige Wesen meinem Bruder geantwortet hat? „Du hast recht daran gethan, ich will, daß Deine Schwester glücklich sei, sie wird auch mein liebes Schwesterchen werden!“ Als ich diese Worte las, hab ich vor Freude geweint.“

Paul betrachtete das junge Mädchen, welches bewegt und selig erschien durch ein Glück, welches ihr wie ihr eigenes vorkam; sie sah förmlich schön aus in ihrer Wonne, und er lächelte ein wenig bitter.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, wenn ich Ihren Enthusiasmus nicht teilen kann. Die Großmut Ihres Bruders gipfelt hauptsächlich in dem Wunsche, Sie fernzuhalten, Ihr Los von einem Verkauf abhängig zu machen, der, wie er recht gut wissen mußte, beinahe unmöglich war, der, wenn er zu stande kommt, Ihnen kaum die hinreichenden Subsistenzmittel bietet, um Sie vor dem Betteln zu bewahren; er

aber wird unbekümmert im höchsten Luxus weiterleben. Wie blind Sie doch sind, Sie, die Sie sonst so hellsehend und intelligent in allen Dingen sind, die nicht mit Ihrem Bruder in Zusammenhang stehen. Glauben Sie mir, schreiben Sie ihm, erzählen Sie ihm die Sache, wenn es sein muß alles, sogar meinen Verdacht . . ."

„Einen vielleicht nicht begründeten Verdacht. Diese Phrase ließe sich ja im Grunde genommen auf alles anwenden."

Mangens zuckte die Achseln und schwieg — er sah, daß sie doch das thun werde, was ihr gut dünke, die Menschen lassen sich einmal nicht gegen ihren Willen retten. Es entstand eine etwas peinliche Pause. Paul folgte mit den Blicken den Bewegungen der Zwillinge, welche sich nun in ihre Spielereien vertieft hatten und glücklich zu sein schienen. Endlich sprach er mit gedämpfter Stimme, die nur sie allein hören konnte, in der aber jetzt eine tiefe Bitterkeit sich verriet: „Sie setzen also fort, was Sie begonnen, und Sie werden es auch bis zum Ende durchführen, so wie ich Sie kenne. Die Selbstaufopferung ist ein schönes Ding, das einer Idee, einem Gefühl, einer Neigung dargebracht wird. Die höchste Großmut, welche sich bis zum Opfer steigert, ist eine Tugend, die ich nicht in Abrede stellen will. Es giebt aber eine andere Tugend, die ich vielleicht noch höher stelle — und das ist die Gerechtigkeit. Nehmen wir Ihren Fall; mit zweiundzwanzig Jahren haben Sie entschlossen allem den Rücken gekehrt, was eine Frau als Glück anzusehen gewohnt ist, Sie haben alle Ihre jungen Mädchenträume Ihrem Idol zum Opfer gebracht, aber indem Sie es thaten, opferten Sie nicht sich allein!

„Was dann, wenn ich von Ihnen Rechenschaft fordere über mein Glück, das Sie mir von weitem gezeigt und welches ich doch niemals kennen gelernt. Was dann, wenn ich Sie dafür verantwortlich machen wollte, daß mein Heim kalt und unbefriedigend, daß ich nur herbe Worte in demselben vernehme? Was dann, wenn ich mein zerstörtes Dasein Ihnen zur Last lege? Wenn ich Ihnen sage, daß Sie daran Schuld tragen, wenn das Glück, welches ich durch meine armen, kleinen Mädchen genieße, ein mit Schmerz gewürztes Glück ist? Ich sage Ihnen, Fräulein Luise, Ihr Heldenmut war eine Grausamkeit gegen sich selbst, gegen mich, und vielleicht sogar gegen Ihren Bruder. Sie haben ihn zu sehr daran gewöhnt, in dem Glauben weiterzuleben, daß alles ihm gebühre, daß die ganze Welt verpflichtet sei, nur seinem Vergnügen zu leben. Seine irdische Lebenslaufbahn wird ihm jedenfalls noch einige derbe Lehren beibringen, und ich beklage ihn deshalb nicht; was aber Sie betrifft, mein armes Kind, treten mir die Thränen in die Augen, wenn ich an die Jahre denke, welche noch vor Ihnen liegen. Sie rechnen auf die Zärtlichkeit jenes Schreibers, welcher seine ganze Sentimentalität in den Geschichten verbraucht, die er zu Papier bringt und somit für das Leben keine übrig hat. Wenn Sie bedenken, was diese Zärtlichkeit bis jetzt für Sie geleistet hat, sollte Ihnen damit doch auch klar werden, wie wenig Sie in der Zukunft zu erwarten haben!"

Luise antwortete nicht, es dünkte ihr, als ob eine schwere Last sich ihr auf die Seele lege und ihr grenzenloses Weh bereite. Mechanisch betrachtete Sie die Spaziergänger, welche ab und zu des Weges daherkamen; stumm lauschte sie den Worten, die zuweilen, als kämen sie aus weiter Ferne, an ihr Ohr schlugen.

Plötzlich, als erwache Paul jählings aus dem Traum zur herben Wirklichkeit, zog er hastig seine große silberne Uhr hervor und sprach mit seiner gewöhnlichen Stimme: „Es ist vier Uhr, die Stunde des Vesperbrotes für meine Zwillinge — ich muß sie rasch nach Hause bringen, denn die geringste Unregelmäßigkeit wirkt bei ihnen äußerst schädlich. Ueberdies fängt die Luft an, sehr kühl zu werden, wenn sie sich nur nicht schon verdorben haben."

Luise war ihm behilflich, der Kinder Kleider zu ordnen, sie zu überreden, ihrem nun mit Leidenschaft betriebenen Spiele zu entsagen. Sie umarmte die kleinen Mädchen zärtlich, welche die volle Gleichgültigkeit der Kindheit an den Tag legend, sie gewähren ließen. Dann griff jede der Kleinen nach einem Finger des Vaters und die drei setzten sich in Bewegung; Luise that ein paar Schritte in der gleichen Richtung.

„Ich möchte nicht, daß Sie mich für undankbar halten, Herr Mangens, ich danke Ihnen aus voller Seele für alles, was Sie gethan!"

„Nicht der Rede wert, Fräulein Luise, wahrlich nicht der Rede wert!"

Er war zu sehr damit beschäftigt, seine Kinder zu führen, um sich stark mit andern Dingen befassen zu können. Er hatte sich hinreißen, bewegen lassen; wenn er darüber nachdachte, wunderte er sich jetzt selbst, daß er seinen Empfindungen in so warmen Worten Ausdruck verliehen, aber seine Bewegung war dahingeschwunden, die Gegenwart beschäftigte ihn zu sehr, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sich stark mit der Vergangenheit zu befassen. Als Luise sich von ihm verabschiedete, blieb er einen Augenblick stehen, und die kleinen Mädchen blickten darob verwundert zu der Dame empor, die mit ihrem Papa sprach.

„Ich glaube und fürchte, daß ich mich vielleicht habe hinreißen lassen, Dinge zu sagen, welche nicht ganz gerecht waren; man vergißt sich zuweilen, selbst wenn man ein Notariats-Concipient ist, der es längst hätte lernen sollen, Herr eines jeden Empfindungsausbruches zu sein."

Luise antwortete durch einige Phrasen, die von ihren guten Augen, aus denen grenzenloses Mitleid sprach, widerlegt wurden. Nach einem langen Händedruck und einem warmen Abschiedsblick trennten sich die beiden. Paul Mangens Augen schienen zu sagen: „Es hätte ja doch sein können!"

Luisens Blick war zum erstenmal getrübt, sie hatte das Gefühl, als ob ein Zweifel in ihrer Seele aufgestiegen sei.

Hatte ein solcher aber jemals bestanden, so verflüchtigte er sich bald wieder. Bei ihrer Heimkehr fand sie einen hübschen Brief Georgettens, in dem diese ihr mitteilte, daß man sie zur Hochzeit erwarte, daß sie und Camillos Glück nicht vollständig wäre, wenn Luise nicht zugegen sei, daß ihr Vater durchaus wolle, sie möge bei ihnen wohnen und daß sie gemeinsam, gleich zwei Schwestern, sich um die Hochzeitsceremonien bekümmern wollten; auch die Toilettenangelegenheiten wollten sie zusammen erörtern. Luise brauchte dabei nur ihre junge Schwester schalten und walten zu lassen, die sie schmücken und ebenso schön machen wollte, wie sie gut war.

Was wollte denn Paul Mangens, wenn Georgette ihr in solcher Weise die Arme öffnete? Hatte sie das nicht in erster Linie den begeisterten Schilderungen, der enthusiastischen Zärtlichkeit Camillos zu danken? Ja, er liebte sie gerade so, wie sie ihn, das heißt, mit Hingebung und Stolz.

Als Luise an jenem Abende einschlief, fühlte sie sich glücklich und hoch befriedigt durch das Bewußtsein, alles geopfert zu haben, damit Camillo nicht nur ein berühmter, sondern ein glücklicher, reicher und geliebter Mann werde.

10.

Fräulein Combes-Vilaret war während der sechs Wochen ihrer Verlobung sehr geschäftig; sie lief in alle Gewölbe, sie wählte selbst jedes Einrichtungsstück aus, sie verhandelte unaufhörlich mit ihrer Näherin und hatte sehr wenig Zeit, sich den Hof machen zu lassen. Zuweilen gab sie Camillo ein Rendezvous, aber sie unterbrach mit Vorliebe irgend ein zärtliches Geflüster, um ihn um seine Ansicht über die Färbung eines Pelzkragens oder die Form eines Sessels zu fragen. Der junge Mann fühlte sich dadurch zuweilen etwas peinlich berührt; er fragte sich mit unbehaglichem Fröstеln, ob er nicht am Ende nur der Befreier sei, welcher die Pforten des Gefängnisses öffne; ob er nicht nur der notwendige Gatte anstatt des geliebten Mannes sei? Der Gatte, welchen man unter vielen wählt? Camillo war zu sehr gewöhnt, überall den ersten Platz einzunehmen, als daß er unter solchen Gedanken nicht qualvoll gelitten haben würde; der künftige Gatte sah sich mit den Einrichtungsstücken, mit der Wohnung, mit den Tapeten vermengt — er wußte nicht, wer größere Wichtigkeit habe, jene oder er, was seine Braut mehr interessiere — die Orangenblüten, die in die Welt hinausgeschleuderten Einladungen, oder der Verlobte?

Luise sollte eine Woche vor dem wichtigen Tage eintreffen, und ihr Bruder wünschte im stillen, ohne daß er es gewagt hätte, sich dies einzugestehen, daß sie nicht kommen möge, daß sie im letzten Augenblicke eine gewisse Scheu empfinden und ihre Beschäftigungen sie an der Abreise hindern würden. Dem war aber nicht so. Georgette fuhr ihrer künftigen Schwägerin zur Bahn entgegen und wollte dies um jeden Preis allein thun.

„Laß nur, ich errate, welche von den Ankommenden Deine Schwester ist und das wird mich unterhalten, nebstbei ist im Coupé nur Platz für zwei Personen."

Camillo fügte sich, aber ihm war darob recht unbehaglich zu Mute.

Georgette aber erkannte die Schwester ihres Verlobten durchaus nicht; nach den Schilderungen Camillos hatte sie sich dieselbe ganz anders vorgestellt, und die Reisenden gingen an dem schönen Mädchen vorüber, welches geduldig wartete, ohne daß dessen Instinkt sie von der Gegenwart Luisens in Kenntnis gesetzt hätte. Endlich, als der Zug sogar des Gepäckes entledigt war, schickte sich Georgette, überzeugt, daß Luise nicht angekommen sein könne, an, den Wagen zu besteigen; da ward sie plötzlich eines jungen Mädchens ansichtig, welches, mit einem großen gestickten Nachtsacke in der Hand, sich von der Menge hin und her treiben ließ und unschlüssig zu sein schien, ob es einen Wagen nehmen solle oder nicht.

Ein Kutscher rief die junge Dame an, und Georgetten kam es nun vor, als ob die Adresse, welche diese daraufhin angab, die ihre wäre.

Sie trat auf die Reisende zu und fragte: „Nicht wahr, Sie — Sie sind aus Limoges?"

„Allerdings!"

„O, dann begrüße ich in Ihnen mein Schwesterchen!"

„Ich heiße Luise Devrilliers!"

„Und ich bin Georgette! Mein Gott, ich habe Sie nur unter den älteren Frauen gesucht, aber Sie sehen ja so jung aus wie ich! Ihr Bruder hat Sie verleumdet! Ich entführe Sie, Jean mag sich um Ihr Gepäck bekümmern, wo haben Sie den Aufgabeschein?"

„Mein Gepäck wird ihm keine große Mühe verursachen.“

Die beiden jungen Mädchen wechselten, während sie diese Worte sprachen, neugierige Blicke und wunderten sich gegenseitig, daß sie sich ganz anders fanden, als sie es erwartet hatten. Trotz ihres einfachen, schwarzen Kleides; ihres altmodischen Hutes und ihres gestickten Nachtsackes sah Luise nicht aus wie eine Person, mit der man nach Belieben umspringen kann, die man zur Belustigung anderer als Stichblatt vorführt. Die Gewohnheit, zu befehlen und ein Haus zu leiten, hatte ihr eine gewisse Sicherheit des Auftretens verliehen, eine ruhige, natürliche Würde, die der Verlegenheit der Provinzlerin vorteilhaft zu Hilfe kam. Alle hübschen Phrasen, mit welchen die Tochter Combes-Vilarets Luise bombardieren wollte, traten derselben jetzt nicht einmal über die Lippen, denn sie fühlte, daß sie falsch geklungen haben würden; was sie aber anstatt derselben sagen sollte, das wußte sie nicht. Andererseits hätte Luise, die sich neben dieser vornehmen Fremden, welche ihre Schwester werden sollte, höchst beengt fühlte, ihr gerne all das gesagt, wovon sie in ihrer Einsamkeit geträumt und vermochte es doch nicht. Camillo hatte in seinen Briefen eine ganz andere Georgette geschildert, gerade wie er in seinen Gesprächen Luise als eine Heldin hingestellt, welche mit der Wirklichkeit blutwenig zu schaffen hatte. Luise fürchtete sich vor dieser jungen Person mit dem resoluten Wesen, die viel mehr an eine junge Frau als an ein junges Mädchen erinnerte, die seidene Kleider trug, als habe sie nie in ihrem Leben anderes gekannt, und doch wußte Luise durch ihren Bruder die Geschichte Georgettens ganz genau.

Nach allerhand Redensarten, welche hin und her gesprochen wurden, geriet die Konversation vollkommen ins Stocken. Vom Bahnhof von Orleans bis nach der Avenue Marceau war es eine ziemlich weite Fahrt, und wenn sie verhältnismäßig schweigend zurückgelegt wird, dann hat man erst recht Zeit zum Nachdenken. Luise saß verlegen in einer Ecke des Wagens und sah Bäume wie Häuser an sich vorüberfliegen; sie fühlte sich jetzt ganz als schüchterne Provinzlerin, die zum erstenmal nach Paris kommt und sich von allem imponieren läßt. Der Kontakt mit einem ihr unbekannten Luxus berührte sie peinlich, sie wußte, daß Combes-Vilaret sehr reich sei, und es war ja nun natürlich, daß seine Tochter von diesem Reichtum Gebrauch mache. Aber, was ihr aus der Entfernung gar keine Angst eingeflößt, was ihr im Interesse ihres Bruders sogar Freude bereitet hatte, wurde ihr jetzt angesichts der materiellen Beweise, welche sich ihr boten, zur Qual. Das grobe, schwarze Wollkleid, welches sie trug, stand ganz und gar nicht im Einklange mit den blauen Atlaskissen des Wagens, mit der tadellosen Livree der Dienerschaft und schon gar nicht mit der etwas auffälligen Kleidung der jungen Herrin.

Georgette ihrerseits war ganz und gar nicht danach angethan, sich auf die Dauer einschüchtern zu lassen. Nach dem ersten Augenblick der Ueberraschung erholte sie sich rasch, betrachtete ihre Gefährtin und fing zu lachen an. Da Luise sie, verlegener denn je, verblüfft ansah, rief sie fröhlich: „Gestehen Sie es nur, daß ich ganz und gar nicht das Mädchen bin, welches Sie anzutreffen erwartet haben — gerade so wenig, wie Sie der Persönlichkeit gleichen, die ich zu finden geglaubt. Ich bin aufrichtig, folgen Sie meinem Beispiele und seien Sie es auch!“

„Ich verlange mir nichts Besseres!“ rief Luise, nun ihrerseits lächelnd.

„Nein, diese Schriftsteller,“ scherzte Georgette, „sie müssen ihre Einbildungskraft doch überall spielen lassen. Sie sind es so gewohnt, die imaginären Gestalten in ihren Geschichten sich nach ihrem Gutdünken herzurichten, daß sie es mit den Leuten aus ihren Bekanntenkreisen ebenso machen. Ich kann mir vorstellen, welches Bild er Ihnen von mir entworfen haben mag. Große Augen, eine feine Nase, einen reizenden Mund — schmeichelhaft gewiß, aber ich bin es nicht!“

„Sie lieben ihn aber, meinen Camillo, nicht wahr?“

Luise war durch die oberflächliche Art, mit welcher ihr Ideal behandelt wurde, derartig verblüfft, daß sie eine große Innigkeit in den Ton legte, mit welchem sie diese Frage stellte, so zwar, daß Georgette zu lachen aufhörte und das Mädchen auf beide Wangen küßte.

„Ach, gutes Schwesterchen, natürlich liebe ich ihn, da ich ihn heirate. Daß ich aber seine kleinen Schwächen, seine kleinen Künstler- und Dichterschwächen deshalb nicht sehen soll, das ist doch etwas zu viel verlangt. Ich bin hellsehend und sehr wenig sentimental, ich will mich unterhalten; das Leben schuldet mir manche Entschädigung. Ach, wenn Sie wüßten . . .“

„Ja, Georgette, ich weiß . . .“

Luisens gutes Herz war leicht gerührt; diese blendende, brillante Erscheinung, diese schöne Georgette hatte gelitten, hatte die Armut und das Verlassensein gekannt.

Dem vom Glücke begünstigten jungen Mädchen lag aber jetzt nichts daran, zurückzublicken, das Eis war gebrochen und sie plauderte mit voller Unbefangenheit weiter. Bald kam sie auf ihre nahezu vollendete Ausstattung zu reden; ihr Vater hatte sich wahrhaft großartig benommen und auch für eine reiche Auswahl von Toiletten Sorge getragen. Dann ging sie in vollkommen unbefangenem Tone auf die Toiletten über, welche für Luisen bestimmt seien. Die Schneiderin sollte schon am folgenden Tage kommen, um das Maß für dieselben zu nehmen. Die Stoffe waren bereits gekauft und jetzt, wo sie ihre junge Schwägerin kenne, bedaure sie, daß die Auswahl, welche sie getroffen, eine so ernste und düstere sei.

Errötend unterbrach Luise das junge Mädchen: „Verzeihen Sie, Sie sind sehr gütig, aber ich habe noch ein weißes Kleid, welches vor dem Tode meines Vaters gemacht wurde, ich bin seither nicht stärker geworden und es paßt sehr gut, mit ein paar neuen Bändern läßt es sich gewiß herrichten.“

Die Augen des jungen Mädchens füllten sich bei diesen Worten mit Thränen; es sagte sich jetzt, daß es unrecht gehabt habe, hieherzukommen, hieher unter diese reichen Leute, sie, die durch ihre Armut Camillo Schaden zufügen konnte.

Georgette erfaßte ihre beiden Hände und zwang sie so, ihr in die Augen zu blicken.

„Meine arme Luise, Sie haben doch nicht einen Augenblick daran glauben können, daß wir Ihnen hier gestatten würden, die Fähnchen zu tragen, mit denen Sie in St. Lucas Staat machen können. Glauben Sie denn, ich wisse nicht, wie es um die Garderobe eines jungen Mädchens bestellt sei, das keinen Heller besitzt? Als ob ich nicht auch das alles durchgemacht hätte. Bewahren Sie sich immerhin Ihre Einfachheit, die dunkle, bescheidene Farbe, aber was Sie tragen, soll, wenn Sie nichts dagegen haben, von einer ordentlichen Schneiderin gemacht sein.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“

„Da es von dem Gelde Ihres Bruders bestritten wird. Er hat mir freie Hand gelassen, auszugeben, was ich für gut finde — überlegen Sie doch, Luischen — aber, mein Gott, das Kind weint ja!“

„Ich hätte in St. Lucas bleiben sollen; aber sehen Sie, ich habe harte Jahre durchlebt und fühlte ein unwiderstehliches Bedürfnis in mir, meinen Bruder zu sehen, mich an seinem Glücke zu weiden, um selbst auch einmal wieder erfahren zu können, wie die Freude thut.“

Sie war besiegt, aber täuschen ließ sie sich nicht — sie wußte recht gut, daß Georgettens Geld und nicht dasjenige Camillos es sei, welches sie in die Lage versetze, jenem keine Schande zu machen und ihm dieselbe zu ersparen, das war und blieb denn doch die Hauptsache.

Georgette ordnete mit ihren geschickten kleinen Fingern das Kleid, welches noch von der Zeit herrührte, in der Luisens Vater gelebt. Sie kämmte ihre neue Schwester nach der Mode des Tages, lieh ihr eine hübsche und kostbare Spitze, die zum Teil das alte Kleid verhüllte, und zog dann, hochbefriedigt durch ihr Werk, Luise mit sich in das „Oratorium“, in welchem die beiden Männer ihrer harrten. Combes-Vilaret entsann sich der Rührung, welche sich seiner bemächtigt hatte, als er von dem Opfer der Schwester, von ihrer „fast mütterlichen“ Hingebung vernommen; er war darauf vorbereitet, sie ehrfurchtsvoll zu begrüßen; als er aber das schlanke, geschmeidige, hübsche, junge Mädchen vor sich sah, welches vor innerer Erregung die Farbe wechselte, dessen Augen durch Thränen glänzten, die es nicht zurückzudrängen vermochte, da wendete er sich lebhaft an Camillo und rief mit seiner lauten Stimme: „Gaukler, sie ist ja jünger als Du bist; mir dünkt, daß ich zwei Töchter habe und ich weiß bei Gott nicht, welche die hübschere. Gestatte mir, mein Kind, daß ich Dich demgemäß behandle.“ Und ohne viele Umstände küßte er sie auf beide Wangen.

Als Camillo endlich dazu kam, seine Schwester zu umarmen, wußte er nicht, ob er ärgerlich oder zufrieden sei — zufrieden, daß man sie so gut aufnehme — ärgerlich, daß sein ganzer hübsch aufgebauschter, kleiner, brüderlicher Roman, der rührend und falsch zugleich gewesen, ein solches Dementi erhalten.

Während der Tage, welche Luise mit ihrem Bruder und ihrer künftigen Schwägerin in dem riesig großen Palais zubrachte, welches sie blendete, fühlte sie sich auch nicht einen Augenblick behaglich. Die neuen Kleider, welche sie nicht bezahlte, beengten, erdrückten sie — sie litt unter dem Gedanken, daß Camillo über eine so provinzlerhafte, so wenig zum Glänzen und Leuchten veranlagte Schwester erröten müsse; sie fühlte sich unbehaglich und nicht in den richtigen Boden versetzt.

Selbst wenn Camillo und Georgette sie als Dritte da- oder dorthin mitnahmen, sagte sie sich, daß sie ihnen im Wege sei, wußte sie nicht recht, wie sie sich von ihnen losmachen könne; Georgette war äußerst liebenswürdig gegen sie, liebkoste sie, gab sich alle Mühe, sie zum Plaudern zu bringen, aber es geschah eben doch häufig, daß die jungen Leute sich mit allem Eifer in ein lebhaftes Pariser Gespräch vertieften, daß sie von Dingen und Leuten redeten, welche dieser kleinen Porzellanhändlerin vollkommen fremd waren, oder, was noch schlimmer, daß die beiden, welche sich so bald heiraten sollten, sich verliebt und zärtlich an der Hand faßten, sich in die Augen blickten und jene stumme Sprache führten, bei welcher Luise sich wiederum überflüssig fühlte.

Zuweilen ging Luise in aller Stille, vergessen und unglücklich, wie sie zu sein glaubte, in ihr Zimmer und fing zu weinen an, ohne daß sie so recht eigentlich gewußt hätte, weshalb. Sie machte sich selbst bittere Vorwürfe, daß sie sich nicht aufrichtiger an dem Glück ihres Bruders freuen konnte, aber sie war ja zu diesem Glücke nicht mehr notwendig, nicht einmal als Vertraute. Wenn Bruder und Schwester zufällig einmal allein waren, redete Camillo nur von gleichgültigen Dingen mit ihr, war er gar nicht so, als ob sie sein Schwesterchen von einst sei. Sie glich nicht im allergeringsten der Heldin, die zu schildern er sich belustigt hatte, sie war ihm selbst eine andere, eine Fremde geworden und er behandelte sie dementsprechend. — Die arme Luise bedauerte es mitunter aufrichtig, sich nicht in dem bescheidenen Heim in St. Lucas verbergen zu können, wo sie sich wenigstens vor den gleichgültigen Blicken, vor neugierigen Augen geschützt fühlte. Combes-Vilaret sah in dieser Heirat, welche viel von sich reden machte, eine Gelegenheit zu ungeheurer Reklame, gerade wie sein Kostümball eine solche gewesen. Er machte somit in seinem Blatt und in denjenigen seiner Berufsgenossen so viel Lärm darüber, als nur irgend angehen wollte; man sprach schon längst von berühmten Künstlern, welche um die Ehre geworben, bei der Hochzeitsmesse des Fräuleins Combes-Vilaret mitsingen zu dürfen. Die einer Prinzessin würdige Ausstattung wurde von Specialberichterstattern, welche sich mit solchen Themen befassen, in lyrischem Wortschwall geschildert; die Schönheit des Fräuleins Combes-Vilaret fand begeistertes Lob, aber von der kleinen Unterlehrerin eines Pensionats dritten Ranges sprach man nicht. — Der bereits sehr flau betriebene Verkauf von Camillos Büchern ging plötzlich etwas besser und brachte einiges Geld in die ziemlich stark geleerten Taschen des jungen Autors. —

Aber der Bräutigam, wenn er auch aus der klugen Reklame seines künftigen Schwiegervaters Nutzen zog, wurde doch nur in zweiter Linie genannt, seine Bücher waren durch die Spitzen und Toiletten einigermaßen verhüllt. Er fühlte sich gedemütigt und zuweilen auch sehr überrascht. Georgette sagte sich mitunter ganz leise, daß, wenn sie die Geduld gehabt haben würde, noch einige Monate zu warten, sie eine viel glänzendere Heirat hätte eingehen können. Sie bereute diese nicht, denn sie fand Camillo ganz annehmbar und fühlte sich geschmeichelt über die vielen hübschen Dinge, welche er ihr sagte, aber fast unbewußt nahm sie nach dem Erscheinen eines jeden neuen Reklameartikels ihrem künftigen Gatten gegenüber eine Protektormiene an, welche diesen nicht wenig verdroß, ohne daß er seinem dumpfen Unbehagen darüber Ausdruck gegeben hätte.

Noch eines reizte Camillo; Georgette schien nicht zu begreifen, daß all das Aufsehen, welches ihre Heirat veranlaßte, nicht geschmackvoll sei; ihre mädchenhafte Keuschheit fühlte sich durch die Indiskretion der Zeitungen nicht verletzt. Im Gegenteil, je stärker die Schmeichelei aufgetragen wurde, desto mehr war sie belustigt. So war eben das Leben. Sie hatte stets alles gesehen, alles gehört, vieles verstanden, aber trotz ihrer vorzeitigen Weisheit fühlte man, daß sie ehrlich war, weil sie instinktiv die reinen Dinge liebte. Die Freiheit ihrer Sprache verursachte der guten Luise wahres Entsetzen — diese merkwürdig unschuldig und kindliche Provinzlerin hatte sich nie davon träumen lassen, daß ein junges Mädchen das Benehmen Georgettens haben könne. Luise verstand sie nicht, was sie aber noch weniger begriff, das war der Umstand, daß man der Ehe entgegengehen, sich auf eine feierliche Wandlung des ganzen Lebens vorbereiten und dabei doch so leichtlebige Ungebundenheit an den Tag legen könne, daß man sich mehr um eine mißglückte Toilette, oder um ein kostbares Hochzeitskleid, als um die Liebe und Zärtlichkeit des Verlobten bekümmere. Wie sollte man sich inmitten solcher Unruhe fassen? Es machte den Eindruck, als walze man singend auf ein Ziel los, welches andere mit ängstlicher und froher Bewegung erreichten.



Aus der Heimat der Rastelbinder. (Mit Text.)
(Nach einer Photographie von Karl Koller, k. k. Hofphotograph in Budapest.)

„Pah," meinte Georgette lachend, als Luise ihr in schüchternen Worten ihre Ueberraschung kundthat; „ich bin eben eine moderne Braut, das hindert mich nicht, Camillo zu lieben, wir sind sogar gründlich ineinander vernarrt!"

Georgette sah nicht bleich aus, als sie vor den Traualtar trat, sie hatte die ganze Nacht fest geschlafen, um, wie sie sagte, ja frisch, heiter und rosig, zu erwachen, und ihr Kleid stand ihr vortrefflich. Sie hatte gefürchtet, daß das viele Weiß sie zu dunkel erscheinen lasse, aber mit ihren schönen Farben, ihrem schwarzen Haar, sah sie als Braut prächtig aus, und Luise, welche, vor Aufregung zitternd der Toilette beiwohnte, bestrebt, sich nützlich zu machen, rief in voller Naivetät: „Mein Gott, wie schön Du bist, Georgette, und wie ich es Dir danke, so schön zu sein, meine liebe Schwester!"

Georgette umarmte stürmisch Luise; sie fand diese ihr so sehr vorgerühmte Luise ein bischen altväterisch, aber sie dankte ihr doch für die lebhafte Bewunderung, welche sie ihr entgegenbrachte; dann warf sie ihrerseits auch einen Blick auf die Schwägerin.

Luise war in Grau gekleidet, in eine hübsche, dem Auge wohlgefällige Schattierung; die gerade in ihrer Einfachheit sehr elegante Toilette ließ die Provinzlerin äußerst vornehm aussehen. Luise war ein wenig zu bleich vielleicht, aber sehr hübsch, und als die Schwägerin dies bemerkte, rief sie lebhaft: „Du mußt heiraten, Luise; Du würdest eine reizende Frau abgeben, wir wollen Dir einen Mann suchen; weshalb auch nicht?"

Luise, welche ganz rot geworden, befaßte sich plötzlich lebhaft



Steinadler am Horst mit Jungen. Von Fr. Specht. (Mit Text.)

mit der durch Orangenblütenzweige und Spitzen reich geschmückten Schleppe Georgettens, und es war nicht weiter davon die Rede, einen Gatten für Luise zu suchen.

Dann ging alles wie im Traume vorüber. In dem Augenblicke, in welchem der Zug in die Kirche trat, erscholl die Orgel, mit ihren harmonischen Klängen den ganzen Raum erfüllend. Combes-Vilaret, der heute stolzer denn je auf seine Tochter war und sich doch auch glücklich fühlte in dem Bewußtsein, daß diese seine Freiheit nicht mehr stören solle, gab seiner Tochter den Arm und blickte nach rechts und links gleich einem Schauspieler, der bereit ist, den Beifall der Menge entgegenzunehmen. Eine in die verschiedensten Farben gekleidete Schar, die aus Künstlerinnen, durchschnittlich aber aus Leuten bestand, die nach der neuesten Mode gekleidet waren, wogte ziemlich rücksichtslos hin und her; einzelne der Gäste vergaßen den Ort, an welchem sie sich befanden und stiegen auf die Stühle, um besser sehen zu können; ein Gemurmel der Bewunderung empfing die Braut, die würdevoll und stolz einherschritt, als habe sie vorher Unterrichtsstunden genommen, wie sie sich benehmen solle. Der Bräutigam, seine Schwester am Arme führend, war viel bleicher, viel bewegter als Georgette.

Die Menge hatte sich so zahlreich eingefunden, daß man auch die Seitenkapellen in Anspruch nehmen mußte und die Brautjungfern, deren man übrigens nicht ganz leicht eine entsprechende Anzahl aufgetrieben, nur schwer sich jetzt den Weg zu bahnen vermochten.

Selbst in den feierlichsten Augenblicken der kirchlichen Handlungen ließ sich das Gemurmel der Stimmen, das Rauschen der seidenen Stoffe nicht vollständig unterdrücken. — Luise betete mit voller Inbrunst für das Glück ihres geliebten Bruders, sie war so sehr in ihre Andacht vertieft, daß der Anblick der Leute, welche sie umgaben und die einen so schroffen Kontrast gegen sie selbst bildeten, ihr nicht einmal auffiel; entzückt lauschte sie der Musik, welche sich mit ihrem Gebete verschmolz; sie hätte nimmer geglaubt, daß eine menschliche Stimme, daß das Instrument, welches diese begleitete, Thränen in die Augen treiben, Glücksempfindungen wachrufen könne.

Als, vom Altare zurücktretend, Georgette am Arme ihres Gatten durch die Reihen schritt, hatte sie den Blick nicht mehr gesenkt, sie triumphierte, war sich ihrer Schönheit bewußt und atmete nur Freude; ihre Augen flogen kühn bald rechts, bald links hinüber, und sie lächelte allen entgegen, welche für sie ein Lächeln hatten. Inmitten einer Gruppe von Schauspielerinnen bemerkte sie plötzlich ihre einstige Institutsvorsteherin und warf ihr einen impertinent triumphierenden Blick zu; würde sie jetzt noch wagen, ihr ins Herz zu flüstern: „Du weißt, Kleine, wenn Dein Vater Deiner müde wird, magst Du zu jeder Zeit zu uns zurückkehren.“ Kein Schauer durchlief sie jetzt angesichts dieser gelben, ausgedörrten Physiognomie, die so häßliche Erinnerungen in ihr wachrief. Ihr Vater konnte ihrer möglicherweise müde werden — denn was geschah nicht alles auf dieser Welt. Aber sie war trotzdem verheiratet, geborgen, gut ausgestattet, denn sie besaß fünfmalhunderttausend Francs und war unumschränkte Herrin über diese Summe.

Als man nach dem endlosen Spießrutenlaufen in der Sakristei schließlich nach Hause kam, fühlte sich Luise in der Menge erst recht verloren und vereinsamt; sie hätte sich am liebsten verborgen gehalten, wäre am liebsten verschwunden; sie fühlte, daß man sie ansah, daß neugierige Augen ihr in jene Ecke des Salons folgten, in der sie sich verborgen hielt und in der man sie auch so ziemlich allein ließ; denn von all diesen seltsamen, geschmückten, lärmenden Leuten kannte sie ja niemanden; sie fühlte aber trotzdem, daß sie für gar manche der Anwesenden den Gesprächsstoff liefere; einmal schlug auch das Wort „Porzellanhändlerin“ an ihr Ohr und sie errötete schmerzlich darüber — sie fühlte, daß man über sie irgend eine Legende erfunden, über sie, die doch so einfach und so wenig geeignet war, die Leute durch ihre Persönlichkeit zu unterhalten.

Luise fühlte sich immer unglücklicher über ihre Vereinsamung und auch über die Art der Aufmerksamkeit, welche man ihr widmete; sie fragte sich, ob sie den Mut haben werde, den Salon zu durchkreuzen, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als sie plötzlich inmitten der Fremden eines ihr vertrauteren Gesichtes ansichtig ward — es war Durieu, welcher ihr beim Diner, das der Unterzeichnung des Heiratskontrakts gefolgt war, vorgestellt worden; sie hatte damals nicht mit ihm gesprochen, da Durieu den größten Teil der Zeit im Rauchzimmer zugebracht, und nun warf sie sich ihre Schüchternheit vor, die sie veranlaßt hatte, stumm gegen ihn wie gegen die anderen zu sein, da sie ihm doch gerne gesagt hätte, wie dankbar sie seine kollegiale Güte gegen ihren Bruder anerkenne. Ein Teil dessen, was sie empfand, schien in ihren Zügen zum Ausdruck zu kommen, und nachdem Durieu sie von weitem gegrüßt, trat er auf sie zu und sprach verbindlich: „Wollen Sie mir gestatten, mein Fräulein, einen Augenblick an Ihrer Seite Platz zu nehmen?“

Lächelnd machte sie ihm auf dem Kanapee Platz. Durieu hatte sie, als er ihr vorgestellt worden, neugierig betrachtet und sie ganz anders gefunden, als er sie sich nach Camillos Schilderung gedacht. Der Journalist war aber im allgemeinen kein Freund von Frauengesellschaft und hatte auch in diesem Falle nicht nach derselben gesucht; jetzt aber, wo er sie verlassen und offenbar nicht sehr glücklich gestimmt vor sich sah, fiel ihm die Geschichte ein, welche er vor sechs Jahren im Redaktionsbureau des „Bourdon“ vernommen, und es drängte sich dieselbe mit fast peinigender Klarheit wieder und immer wieder seinem Gedächtnisse auf.

„Herr Durieu,“ bemerkte endlich Luise, „wenn Sie wüßten, was ich darunter leide, Ihnen gegenüber nicht zum Ausdruck bringen zu können . . .“

„Nun, mein Fräulein, ich bitte, fahren Sie fort; was wollen Sie mir denn zum Ausdruck bringen? Sollte ich Ihnen am Ende gar Furcht einflößen?“

„Ja, gewiß, Sie, gleich allen anderen, die ich hier sehe. Das hindert mich aber nicht, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen wahrhaft und aufrichtig dankbar bin.“

„Du lieber Himmel, wofür denn?“

„Wie, Sie fragen noch wofür? Als mein Camillo arm, verlassen, ungekannt nach Paris gekommen ist, haben Sie ihm da etwa nicht die Hand geboten? Hat er nicht Ihnen seinen ersten Erfolg zu danken gehabt?“

Durieu betrachtete sie lächelnd, aber dieses Lächeln war nicht frei von Ironie.

„Man sieht wohl, mein Fräulein, daß Sie die Provinz bewohnen; wenn Sie glauben, daß man in Paris Zeit hat, sich an solche Kleinigkeiten zu erinnern, so sind Sie im Irrtum!“

„Jene, die derlei Dienste erweisen, haben das Recht, dieselben zu vergessen; aber diejenigen, zu deren Gunsten solche geleistet werden, denen steht das Vergessen nicht zu!“

„Meinen Sie?“ Unwillkürlich richteten Durieus Augen sich auf die Neuvermählten, welche strahlend vor Glück dastanden, während eine Menge guter Freunde sie umringten.

(Fortsetzung folgt.)

Im nächtlichen Dunkel.

Von M. Walter. [Nachdruck verboten.]

Als Reisender eines großen Handelshauses angestellt, habe ich gar vieles gesehen und auch manch kleines Abenteuer bestanden; keins aber hat sich mir so tief eingeprägt als dasjenige, welches mir unter äußerst tragischen Umständen vor einigen Jahren passierte. Damals befand ich mich auf einer Geschäftsreise im Innern des Landes. Ich hätte dieselbe gern verschoben, da meine junge, etwas zarte Frau an einem in der Gegend epidemisch auftretenden Fieber krank darniederlag, aber die Sache war zu dringend und nur mit schwerem Herzen hatte ich mich von ihr getrennt.

Zwar war meine Schwester Käthe zur Pflege gekommen und ihre regelmäßigen, ziemlich günstig lautenden Berichte gaben mir etwas Beruhigung, doch eines Abends erhielt ich eine Depesche, daß ich sofort zurückkehren möchte, da Ellis Zustand sich bedeutend verschlimmert habe.

Natürlich zögerte ich keinen Augenblick; als ich aber an die kleine Eisenbahnstation kam, sah ich das Licht des vor wenigen Minuten abgegangenen Zuges in dem einige hundert Meter entfernten Tunnel verschwinden. Verzweifelt über mein Mißgeschick, stand ich einen Augenblick ratlos da, dann stürzte ich zu dem Stationsvorsteher. „Wann geht der nächste Zug?“

„Morgen früh um sechs Uhr,“ war die Antwort.

„Das ist nicht möglich! Ich weiß, daß der Expreßzug hier durchkommt, denn ich bin selbst schon damit gefahren.“

„Allerdings, aber er hält nicht an, fährt ohne Aufenhalt bis L. durch.“

„Wie weit ist das von hier? Könnte ich nicht auf andere Weise dorthin gelangen?“

„Schwerlich! Selbst, wenn Sie den Weg kennen, müßten Sie drei Stunden fahren.“

„Sonderbar! Die Station L. liegt doch so nahe hinter dem Tunnel.“

„Ganz recht! Von der anderen Seite ist es nur noch eine halbe Meile bis dahin.“

„Wie lang ist der Tunnel?“

„Drei Meilen und läuft schnurgerade wie ein Pfeil.“

„Geht kein anderer Zug durch, bis der Expreßzug vorüber?“

„Nein, es sei denn irgend ein Güterzug; ich habe jedoch keine Meldung erhalten.“

Der Vorsteher schien etwas verwundert über meine vielen Fragen; hätte er aber ahnen können, was in mir vorging, er wäre sicher nicht so ruhig in sein Bureau zurückgekehrt.

Ich war damals jung und heißblütig; in der Angst um mein krankes Weib war mir der Gedanke, noch stundenlang warten zu müssen, ehe ich nach Hause konnte, so unerträglich, daß ich mir den Kopf zerbrach, auf welche Weise sich noch der Expreßzug erreichen

liege. — Es gab nur einen Weg — durch den Tunnel. Zu jeder anderen Zeit hätte ich es als ein wahnsinniges Unternehmen, als eine Unmöglichkeit betrachtet, aber jetzt, in meiner Not hielt ich es durchaus nicht für unausführbar. Es war ja eigentlich keine Gefahr dabei; die gerade Linie ließ sich in anderthalb Stunden zurücklegen und die Dunkelheit hatte nichts zu sagen, — es galt ja nur beherzt geradeaus zu gehen.

Alle weitere Ueberlegung zurückdrängend, eilte ich die kurze Strecke bis zum Tunnel hin; als ich aber durch den finsteren, schwarzgeräucherten Bogen eintrat, bedauerte ich, keine Laterne bei mir zu haben. An der Station wäre vielleicht eine zu erhalten gewesen, aber ich hätte gewärtig sein müssen, meine Absicht vereitelt zu sehen, — der Vorsteher würde mein tolles Vorhaben schwerlich zugegeben haben.

So ging ich denn weiter, bemüht, an nichts zu denken, obwohl ich fühlte, daß mein anfänglicher Mut rasch zu sinken begann. — Bald mußte ich stehen bleiben, weil mir die feuchte, dumpfe Luft den Atem benahm. Und dann — die undurchdringliche Finsternis! Schon als Knabe war mir die Dunkelheit stets unangenehm gewesen und dies Gefühl meiner Kindheit kehrte nun mit verstärkter Gewalt zurück. Ich hielt es nicht länger aus; hastig durchsuchte ich meine Taschen nach Streichhölzern und fand zu meiner unaussprechlichen Freude auch wirklich eine Schachtel. Doch als ich nun Licht machte und der unruhig flackernde Schein auf meine nächste Umgebung fiel, flößte mir der Anblick noch mehr Grauen ein als die Gebilde meiner erregten Phantasie. Die Umrisse der feuchten, rußigen Mauer waren kaum sichtbar, aber doch gewahrte mein scharfes Auge den widrig aussehenden Schwamm, der aus den Ritzen hervorschoß, die schleimigen Spuren an den Steinen kriechender Schnecken und das Vorhandensein von allerhand Amphibien, die mir in meiner Einbildung als wahre Ungeheuer erschienen. Ein Bergmann oder ein Tunnelarbeiter hätte wahrscheinlich über meine Furchtsamkeit gelacht, aber ich bin von Natur etwas nervös und überdies übte die Dunkelheit, sowie die schwere Luft einen bedrückenden Einfluß auf mich aus. Ich versuchte an mein herziges Weibchen zu denken; ob sie mich erwartete und ob das Fieber inzwischen doch wieder nachgelassen hatte, aber unwillkürlich kehrten meine Gedanken immer wieder zu dem Seltsamen, Ungewöhnlichen meiner Lage zurück. Die Hand beim Gehen ausstreckend und mich so vorwärts tastend, machte ich plötzlich die Entdeckung, daß zwischen den Schienen und der Mauer nur wenig Raum gelassen war. Wenn nun durch einen unglücklichen Zufall dennoch ein Zug den Tunnel passirte, — wo sollte ich hin? Ein Schauer durchlief mein Gebein bei dem Gedanken an diese Möglichkeit. Zum Glück fiel mir ein, daß sich von Strecke zu Strecke Nischen für die Arbeiter in diesem unterirdischen Gange befanden, aber so eifrig ich auch mit Hilfe meiner letzten Streichhölzer suchte, — ich fand keine. Mir alle Schrecken eines furchtbaren Todes ausmalend, zitternd und schweißtriefend stolperte ich weiter, als ich plötzlich in der Ferne ein schwaches Licht erblickte, das rasch näher kam. Vom Ausgange des Tunnels war ich noch weit entfernt, es konnte also nur einer der Güterzüge sein, von denen der Stationsvorsteher gesprochen hatte. Nie werde ich das entsetzliche Gefühl vergessen, das mich in diesem Augenblick überkam. Alle Erinnerungen und Ereignisse meines Lebens, Gedanken an mein Weib, Träume der Zukunft, von der ich mir noch so viel versprochen, drängten sich in mein Hirn zusammen, die Kehle war mir wie zugeschnürt und der heisere Hilferuf, den ich mühsam hervorstieß, verhallte achtlos in dem deutlich vernehmbaren Donnern der heranrollenden Maschine. Ich sah ihr gelbes Licht, hörte ihr pfeifendes Geräusch und schwankte ihr doch entgegen, halb besinnungslos, wahnsinnig vor Entsetzen. Ein Wunder hätte geschehen müssen, mich vom sicheren Tode zu erretten und — es geschah. Dunkel fühlte ich, wie eine Hand mich mit eisernem Griff erfaßte und nicht gegen die Mauer, sondern in eine jener Nischen drückte, die ich mit so fieberhaftem Eifer gesucht hatte.

Ich sank zu Boden, während der Zug vorüberbrauste, dann aber fand ich meine Sinne wieder. Die Faust hielt mich noch immer fest und eine rauhe, aber nicht unfreundliche Stimme fragte mich: „Nun, Kamerad, wie stehts?"

Mir fiel ein Alp vom Herzen; ich dankte meinem unsichtbaren Retter, sagte ihm, wer ich sei, was mich in den Tunnel geführt, und fragte dann um seinen Namen.

„Der hat nichts mit der Sache zu thun," sagte er, „begnügen Sie sich mit dem Gedanken, einen Freund vor sich zu haben."

Es entstand eine kurze Pause; dann bat ich ihn, mir zu sagen, durch was ich ihm meine Dankbarkeit beweisen könne. „Sie könnten mir allerdings einen großen Dienst leisten," erwiderte er rasch, „Ihr Geld brauche ich nicht, sondern etwas anderes; bevor ich es Ihnen jedoch sage, müssen Sie mir versprechen, mein Verlangen zu erfüllen."

„Wenn es nichts Unrechtes ist," erklärte ich, „so will ich für Sie thun, was ich vermag, sobald wir wieder ans Tageslicht gelangt sein werden."

„Nein," fiel er hastig ein, „was ich wünsche, muß gleich und hier geschehen."

Ich war über diese Worte erstaunt, ließ ihn aber ruhig fortfahren.

„Ich kann Ihnen nur das Eine mitteilen," sagte er, „daß ich in einer großen Verlegenheit bin. Man hat mich fälschlich angeklagt; leider kann ich keine Beweise für meine Unschuld aufbringen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich meinen Verfolgern durch die Flucht zu entziehen. Aus diesem Grunde befinde ich mich hier. Was ich nun von Ihnen erbitte, ist, daß Sie mir Ihre Kleider geben, damit ich unerkannt meinen Weg fortsetzen und einen genügenden Vorsprung gewinnen kann."

Ich war so verblüfft über dieses unerwartete Verlangen, daß ich kein Wort erwiderte. Er schien mein Schweigen für eine Weigerung zu halten, denn er seufzte tief und rief voll Bitterkeit: „Ich dachte es mir wohl, daß Sie nicht einwilligen würden."

„Im Gegenteil," versicherte ich ihm, „ich bin herzlich gern bereit, wenn ich Ihnen damit helfen kann. Aber mich dünkt, diese Verkleidung wird Ihnen wenig nützen, da sie zu alltäglich ist."

„Gerade deshalb sticht sie von der meinen ab," gab er zurück, „ich trage ein absonderliches Jagdkostüm, das sofort ins Auge fällt."

Ohne weitere Einwendung von meiner Seite nahmen wir nun den Wechsel vor, aber es schien mir, als ob er dabei sehr im Vorteil sei, denn noch nie hatte ich so derbe Stoffe berührt, als diejenigen, aus denen seine Kleidung gefertigt war. Was mich jedoch am meisten verwunderte, war der vollständige Mangel von Taschen. Als ich meinem Gefährten eine Bemerkung darüber machte, lachte er kurz auf. „Sie dürfen nicht vergessen, daß die Sachen zum Gebrauch, nicht zum Luxus gemacht sind."

Ich beruhigte mich damit und da er vorzog, seinen Weg in entgegengesetzter Richtung fortzusetzen, so nahmen wir Abschied von einander, ohne daß einer des anderen Gesicht erblickt hatte.

Meine frühere Furchtsamkeit war durch das Begegnen mit einem menschlichen Wesen völlig geschwunden; mutig und mit frischer Kraft, obschon etwas behindert durch die schweren Schuhe, schritt ich weiter und nach kurzer Zeit hatte ich endlich den Ausgang des Tunnels erreicht. Wie atmete ich auf, als ich wieder die reine Gottesluft einsog und das volle Mondlicht auf mich herabstrahlen sah!

In dem Hochgefühl, allen Gefahren entronnen zu sein, nahm ich nun eine nähere Besichtigung meiner Kleider vor, doch wie groß war mein Entsetzen, als ich auf dem Rockkragen den Namen eines — Gefängnisses und eine Sträflingsnummer entdeckte. Deshalb wollte der Mann den Wechsel, der ihm unter diesen Umständen von besonderem Nutzen war. Was sollte aber ich beginnen? Wenn man mich sah, würde man mich nicht für den Flüchtling halten? Ich hatte ja keinerlei Legitimation bei mir und selbst im günstigsten Falle würden Tage vergehen, bevor ich mein Heim wieder erreichen konnte.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß ich, mich am Tage in den Wäldern verborgen zu halten und nur des Nachts weiter zu gehen.

Es gelang mir, ungesehen zu bleiben und am dritten Tage glücklich bis in die Nähe meiner Wohnung zu kommen. Es war gegen Abend und durch das niedrige Fenster konnte ich meine Schwester sehen, die ein Blatt in der Hand hielt und bitterlich weinte. Ich machte mich ihr bemerkbar und meine ersten Worte waren nach Elli. Mit einem Jubelschrei fiel sie mir um den Hals, gab mir die freudige Kunde, daß das Fieber bei Elli gewichen sei und gestand mir, daß ihre Thränen mir gegolten hätten. Sie habe in der Zeitung eine Notiz gefunden, derzufolge man in dem Tunnel bei L. einen Mann überfahren aufgelesen, dessen Name nach den vorgefundenen Papieren der meine war. So hatte den Aermsten, der so verzweifelt gerungen, sich die Freiheit zu verschaffen, doch das Schicksal ereilt, vor dem er mich durch seine rechtzeitige Hilfe bewahrt hatte.

UNSERE BILDER

Prinzessin Henriette von Belgien und ihr Bräutigam, Prinz Emanuel von Orleans. Der belgischen Kammer wurde vor kurzem die amtliche Mitteilung von der Verlobung der Prinzessin Henriette mit dem Prinzen Emanuel von Orleans gemacht. Die Prinzessin — mit ihrem vollen Namen Henriette Marie Charlotte Antoinette — erblickte am 30. November 1870 als älteste Tochter des Grafen Philipp von Flandern (Bruder König Leopold II.) und seiner Gemahlin Maria (geborenen Prinzessin von Hohenzollern) das Licht der Welt. Ihr Bräutigam, Prinz Philipp Emanuel Maximilian von Orleans, ist der einzige Sohn des Herzogs Ferdinand von Alençon aus dessen Ehe mit Prinzessin Sophie von Bayern. Er wurde am 18. Januar 1872 in der Villa Azwang bei Meran geboren und trat in österreichischen Militärdienst; bisher stand er als Lieutenant in dem in Graz garnisonierenden fünften Dragonerregiment Nikolaus I. Kaiser von Rußland. Aus Anlaß der Verlobung verlieh ihm das Haupt des Hauses Orleans, Herzog Philipp, Graf von Paris, den Titel eines Herzogs von Vendôme.

Aus der Heimat der Rastelbinder. Wer kennt sie nicht, die Rastelbinder und Mausefallenmacher, die in ganz Oesterreich und Deutschland umherziehen,

Töpfe eindrahten, primitives Blechgeschirr, Mäuse- und Rattenfallen verkaufen und unseren süßen Mittagsschlummer wiederholt schon durch den monotonen Ruf „Dratowasch" störten? Diese scheinbaren Nomaden sind ungarische Staatsbürger und wohnen zumeist im Trentschiner Komitat, diesseits der Donau, einem Lande, das durch die Beskiden, das Jabtunka- und Weiße Gebirge im Norden und Westen begrenzt wird, während an der Ostgrenze es Karpathenzüge umschließen. Das Land ist durchaus gebirgig, hat aber gleichwohl fruchtbaren Boden, welcher bei guter Bebauung Getreide hinlänglich für den Bedarf, viel Obst, Gartenfrüchte, Flachs und Hanf liefert, Rindvieh und Schafe in Menge nährt, reichlich Wälder und auch Steinkohlen enthält. Der Hauptfluß ist die Waag, welche das Komitat in der Mitte in westlicher Richtung durchströmt, hier die Bistricza, die Tepliczka und andere kleine Flüsse aufnimmt und gleich wichtig für die Schifffahrt und den Handel wie für die Fischerei ist. Die Einwohner sind, den Adel ausgenommen, durchaus Slowaken, meist katholischer Konfession, robuste, fleißige Leute, die nebst der Landwirtschaft sich vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei beschäftigen. Zumeist, wenn der Boden bestellt ist, verlassen die männlichen Bewohner die Heimat und treiben sich, ihre primitiven Erzeugnisse feilbietend, in ganz Mitteleuropa herum. Die Frauen sind zierliche Gestalten, die in ihrer kleidsamen Nationaltracht einen hübschen Anblick gewähren. K. St.

Steinadler am Horst mit Jungen. Der Steinadler ist der größte und stärkste, auch am gedrungensten gebaute unter den zunächst verwandten Arten der „Adler". Seine Länge beträgt 80—85 Centimeter, die Breite 2 Meter und darüber, die Fittiglänge 58—64, die Schwanzlänge 31—36 Centimeter. Erstere Maße gelten für das Männchen, letztere für das größere Weibchen. Beim alten Vogel ist der Nacken, einschließlich des Hinterhalses, rostbraungelb, das übrige Gefieder in den ersten beiden Wurzeldritteilen weiß, an der Spitze sehr gleichmäßig dunkelbraun, der Schwanz in seinem Wurzeldrittteil weiß, sodann schwarz gebändert oder gefleckt, in der Endhälfte schwarz. Bezeichnend für alle Adlerarten ist, daß die Federn des Hinterkopfes und Nackens sich entweder zuspitzen oder zu einer Holle verlängern. Der Steinadler bewohnt die Hochgebirge und sehr ausgedehnte Waldungen Europas und Asiens, streift auch, immer aber selten, nach Nordostafrika hinüber. In Deutschland horstet er einzig und allein im bayerischen Hochgebirge, sowie in den ausgedehnten Staatswaldungen des südöstlichen Teiles der Provinz Ostpreußen und denen der Provinz Pommern; das übrige Deutschland besucht er wohl einzeln dann und wann als Strichvogel, siedelt sich jedoch nur äußerst selten bleibend an. Die Fortpflanzung des Steinadlers findet in den ersten Monaten des Jahres statt. Der Horst ist im Verhältnisse zur Größe des Vogels ein gewaltiger Bau, von sehr übereinstimmendem Gepräge, regelmäßig niedrig, aber sehr breit und seine Nestmulde flach. Starke Reiser, oft armdicke Knüppel, bilden den Unterbau, feinere Reiser den oberen, Reiser, welche zuweilen mit weichen Stoffen ausgekleidet werden, die Nestmulde. Ein und derselbe Horst dient dem einen Adlerpaare mehrere Jahre nach einander, wird aber alljährlich neu ausgebessert und dabei vergrößert, so daß er zuweilen auch zu bedeutender Höhe anwachsen kann. In den meisten Fällen steht er auf Bäumen, sonst auf einem möglichst unersteiglichen Felsvorsprunge, im Notfalle auf dem flachen Boden. Das Gelege enthält ein einziges oder zwei, selten drei Eier, welche vom Weibchen allein bebrütet werden. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert. Sie leiden keinen Mangel; denn unter Umständen tragen ihnen die Alten von meilenweit her Futter zu. Nach dem Ausfliegen genießen sie eine Zeitlang sorgfältigen Unterricht, dann aber werden sie im eigentlichen Sinne des Wortes in die Welt hinausgestoßen und führen nun mehrere Jahre lang ein unstetes Wanderleben, bis auch sie sich einen Gatten und später einen Horstplatz erwerben. K. St.



Adrien Lachenal, der neue Schweizer Bundespräsident.
(Mit Text.)

Adrien Lachenal, der neue Schweizer Bundespräsident. Jedes neue Jahr sieht einen neuen Präsidenten an der Spitze der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Begründer des Bundesstaates schrieben die einjährige Amtsdauer vor, damit nicht eine die politische Freiheit gefährdende Machtvollkommenheit in der höchsten Magistratur sich vereinige. Der Bundespräsident wechselt seine Stelle je mit Beginn des Kalenderjahres, er wird jeweilen aus den sieben Mitgliedern der Bundesregierung erwählt und führt in derselben den Vorsitz; er ist Leiter der auswärtigen Angelegenheiten und bezieht eine Jahresbesoldung von 15,000 Franken. Diesmal fiel die Wahl auf den Genfer Adrien Lachenal, was großen Jubel in dessen Vaterstadt erregte, da es das erstemal ist, daß ein Angehöriger dieses Kantons die höchste Stelle der Eidgenossenschaft einzunehmen berufen ward. Geboren am 19. Mai 1849, studierte Lachenal in Genf, Heidelberg und Paris die Rechte und legte 1872 das Staatsexamen ab. Von 1874 bis 1878 fungierte er als Substitut des Genfer Staatsanwaltes und errichtete dann, im Jahre 1880, ein eigenes Advokaturbureau, das bald zu den bestbeschäftigten zählte, namentlich war Lachenal als Verteidiger in Kriminalsachen gesucht. Im Jahr 1881 berief ihn der Kanton zum Vertreter im schweizerischen Ständerat; drei Jahre darauf nahm er seinen Sitz im Nationalrat, dessen Vorsitzender er 1891 wurde. Als Droz aus dem Bundesrate schied, um die Leitung des internationalen Eisenbahnbureaus zu übernehmen, wurde an seine Stelle Lachenal in den Bundesrat gewählt, 1894 zu dessen Vizepräsident ernannt und am 12. Dezember 1895 zum Bundespräsident befördert. Als solcher wird er kommenden Mai die große schweizerische Landesausstellung in Genf eröffnen. Dem neuen Haupte der schweizerischen Eidgenossenschaft wird echt republikanische Geradheit und Schlichtheit des Wesens, ungemeine Leutseligkeit und ein stets heiter gestimmtes Temperament nachgerühmt; er ist katholisch, fern jedoch von Konfessionalismus und äußerst beliebt in allen Schichten der Gesellschaft.

Allerlei.

Ein guter Mensch. Kommis: „Wie soll ich den neuen Seidenstoff auszeichnen?" — Prinzipal: „Mit zehn Mark das Meter." — Kommis: „Er kostet uns aber doch nur zwei Mark?" — Prinzipal: „Was geht mich das an? Ich verkaufe eben ohne Rücksicht auf den Einkaufspreis."

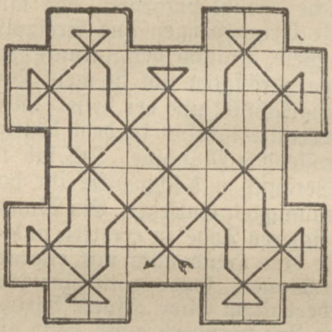
Schlagfertig. A.: „Sie wollen halt immer gescheidter sein, wie ich!" — B.: „Nun ich glaube, das ist doch gewiß ein sehr bescheidener Wunsch!"

Die Redensart, „Jemand in den Sack stecken" ist durch folgenden Vorfall entstanden: Kaiser Maximilian I. hatte eine natürliche Tochter, um deren Hand sich einmal gleichzeitig zwei Ritter, ein österreichischer und ein spanischer, bewarben. Beide, aus vornehmen Geschlechtern stammend, waren dem Kaiser gleich angenehm, eine Enscheidung fiel ihm daher schwer. Und da auch die Tochter sich ihres eigenen Entschlusses enthielt, ließ der Kaiser zwei Säcke anfertigen und eröffnete den Rittern, daß derjenige sein Eidam werden solle, dem es gelänge, den andern in den Sack zu stecken. Nach langem Ringen unterlag der Spanier und der Oesterreicher, als der Glückliche, führte die Braut heim. K.

— Don Juan, König von Portugal, wohnte einst einer Sitzung bei, wo über einen Kriminalverbrecher ein Urteil gefällt werden sollte. Die Stimmen waren geteilt; man bat ihn daher, seine Stimme zu geben. Er sagte darauf zu denen, welche den Verbrecher zum Tode verurteilt hatten: „Ihr habt ganz wohl gethan, ein Todesurteil zu fällen; ich wünschte, die andern wären hierin auch Eurer Meinung gewesen. Aber jetzt spreche ich ihn von der Todesstrafe los, damit man nicht sagen kann, daß mein Ausspruch allein einem meiner Unterthanen das Leben gekostet hat." St.

Ausgezeichnetes Bienenfutter. Französische Bienenzüchter behaupten, daß in Wasser aufgelöster Oelkuchen von den Bienen im Frühjahre sehr zahlreich beflogen werde, und daß die Bienenzunahme eine äußerst rapide sei. Nun, einen Versuch wäre die Sache schon wert, namentlich, wenn, wie behauptet wird, gewöhnlicher Oelkuchen, der zu Düngerzwecken verwendet wird, damit gemeint sei. Man zerkleinere also den Oelkuchen, löse denselben mit warmem Wasser auf und stelle die Mischung in flachen Gefässen vor den Bienenstand. Oelkuchen von Mahsamen (Mohn) dürfte sich noch besser eignen.

Auflösung.

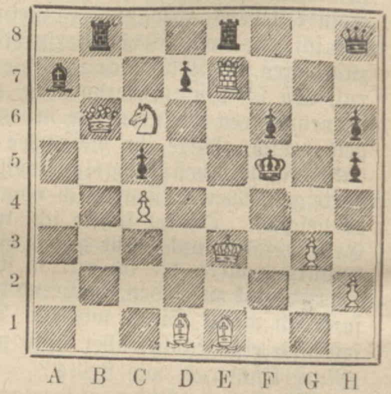


Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen,
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe,
Morgen weht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe. (Hölty.)

Problem Nr. 126.

Von Heinrich Hirsch.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Homonym.

Eine große Industriestadt werde ich dir nennen,
Doch auch als Mörder aus der Sage wirst du mich erkennen.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:

Keule, Beule.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart